

## Bilderstimme der Nacht<sup>1</sup>

„Nachts in Rom scheint es, als hörte man Löwen brüllen (...) , vage und wild zugleich, grausam und doch sonderbar sanft (..) in der nächtlichen Wüste der Häuser.“ Da ist einer, der in die „Muschel“ seiner Zeit hineinhört und aus ihrem Rauschen, einer japanischen Papierblume gleich, all die Hör-, Seh- und Denkbilder hervorgehen lässt, die darin beschlossen sind – ehe sie am Ende wieder in den Elementarlaut des Anfangs zurückkehren.

Vordergründig öffnet sich dieser so poetische Rahmen jedoch auf eine Szenerie, die sich kaum prosaischer dagegen abheben könnte: Rom 1945, kurz nach der Befreiung. Das normale Leben war einem brodelnden Chaos gewichen, der Traum von einem Neuen Italien schien plötzlich möglich – und die Gefahr, dass alles umsonst sein könnte. Das Leben klappte extremistisch auseinander. Szenen spontaner Solidarität wechselten mit rücksichtslosem Verrat, Überfällen, Elendsquartieren und jähem Glücksgefühlen, wieder leben zu können; sie zeigen Frauen mit grell geschminkten Lippen, Honig für die Befreier aus Amerika, dem gelobten Land für alle, die zuhause nicht weiter wussten – der zeitgemäße Lebensstoff, wie ihn das schwarz-weiß-malende Kino von Rossellini, Fellini oder De Sica bietet.

Und dazu der Autor: seit den zwanziger Jahren der sozialen Sache verschrieben; entschiedener Antifaschist, der dafür Verbannung und Gefängnis in Kauf nahm; ins Exil nach Paris floh; dem die Deportation durch die Deutschen drohte; der führend in der Resistenza engagiert war und, nach dem Krieg, im politischen Wiederaufbau; seit 1945 Herausgeber von „Italia Libera“, der Zeitung der Aktionspartei: Carlo Levi (1902-1975). Vor allem aber verband sich mit seinem Namen der Dokumentarroman „Christus kam nur bis Eboli“ (1945). In kürzester Zeit hatte er damals weltweit höchste Beachtung gefunden. Es gab in Italien mithin kaum eine authentischere Stimme des geschundenen kulturellen Gewissens. Alles sprach also für Levis zweiten (und letzten) Roman „Die Uhr“, der nur wenig später, 1950, erschien. Und dann das: er wurde kaum beachtet; die wenigen Kritiken waren vernichtend; nicht lange und er verschwand in den Abstellräumen der Literaturgeschichte. Wie war das möglich?

Der Autor hatte in diesem erregenden historischen Moment etwas Unverzeihliches gewagt: er war dem zeitgenössischen Bedürfnis nach Anklage, Abrechnung, deutlichen Worten von Schuld und Sühne auf verstörende Weise nicht nachgekommen. Vom „Corriere della Sera“ musste er sich den – eigentlich tödlichen – Vergleich gefallen lassen, er habe vor allem schön, gewählt, gebildet schreiben wollen, wie D’Annunzio, diese brisante Mischung aus Dekadenz und Machtmenschenentum, exaltierter Parteigänger Mussolinis. Selbst die kommunistische „Umanità“ unterstellt ihm, er würde nicht wirklich Anteil an den Menschen

nehmen. Ästhetizismus und Indifferenz: an diesen Hürden ließen sie ihn scheitern. Wie hatte er sich dieses Urteil zugezogen?

Verfänglichkeiten dafür bieten sich genug. So nahe er das Auge auch an die Ereignisse des Tages heranrückt: der Erzähler bildet nicht wirklich sie, sondern er sich in ihnen ab. Der eigentliche Held in dieser Geschichte ohne Handlung ist sein Ich, das zwischen Autobiographie und Ausmalung changiert – ein hingebungsvoller Narziss, der sich im Spiegel von Nachkriegsrom wieder zu finden sucht. Mehr noch: sein ‚Roman‘ ist ein Erinnerungsbuch, ein Memorial, in dem sich – auf 481 Seiten – nur rund drei geschichtsträchtige Tage stauen. Dieses Erinnern, nicht das Erleben, bildet den Boden der Tatsachen. Es ist, als ob es in der Rückschau die „Uhr“ (des Titels) anhalten wollte, die in Wirklichkeit, am 24.11.1945, mit Ferruccio Parri die Regierung des Nationalen Befreiungskomitees stürzte und die Krake der alten Verwaltung das Land wieder fest in ihren Besitz nehmen ließ.

Umso befremdlicher muss es wirken, dass Levi den Zusammenbruch aller Hoffnungen auf ein Neues Italien einer Sprache anvertraut, die sich beständig über die bedrängenden Realien hinwegsetzt und ihnen mit funkelnden Bildern, Vergleichen und Korrespondenzen einen feinen Goldrand des Poetischen verleiht. Sie dringt auf die Verhältnisse ein, um ihnen aber zugleich auch wieder den Rücken zu kehren. Die animalische Verlautbarung der nächtlichen Stadt zu Beginn war mithin Programm. Sie gab zu verstehen, dass Levis Zustandsbericht zweisprachig ist: hinter der notdürftigen, zähen, parasitären Tagesvernunft regt sich eine Bilderstimme der Nacht, die von geheimnisvollen Dingen, gar von Glück weiß. Doch bei alledem: war das die Sprache, nach der die Zeit verlangte? Da ergreift einer das Wort, der mittendrin ist, gewiss; er prüft, registriert, er handelt und dennoch scheint er über allem zu stehen.

Woher nimmt er diesen inneren Abstand, dieses ebenso faszinierende wie irritierende Zutrauen zu einem Ich mitten im verworrenen Leben? Haben ihm seine verratenen Ideale nicht gerade klar gemacht, dass, mit einer Anspielung auf Tomasi di Lampedusas „Leoparden“, sich alles verändert hat und deshalb alles bleiben muss, wie es ist? Carlo Levi suchte einen Ausweg aus dieser italienischen Elegie des Stillstands, der eigentlich erst jetzt, mit der zweiten Auflage des Buches (1989) richtig sichtbar geworden ist. Er hat den Widerstandskämpfer nicht verraten; er geht nur anders vor: statt politischer Aktion Resistenza mit literarischen Mitteln.

Wer dem Leseweg seines Buches folgt, wird unmerklich in eine feinsinnige geistige Mobilmachung verwickelt. Der Text geht nicht eigentlich voran, er breitet sich aus, wie Kreise eines Steines, der ins Wasser geworfen wurde. Die Episoden fügen sich, so wie ein

Wort das andere ergibt und nehmen rhapsodisch ihren Lauf. Ein Blick aus dem Fenster in Rom ruft einen anderen aus dem Gefängnis auf. Die Räume füllen sich mit Details, Gedanken, Gesprächen. Damals und Heute gehen ineinander auf. Und über allem ein geradezu unwiderstehlicher Sog, selbst dem Niedrigsten und Dürftigsten noch weitläufige Bilder abzugewinnen. Sie führen gleichsam über der Prosa der Verhältnisse ein poetisches Eigenleben. Es ist Levis Art, den Befreiungskampf gegen die starre, selbstsüchtige Sprache fortzusetzen, der politisch nicht zu gewinnen war.

Provozierend, missverständlich ist sein Erinnerungsbuch, weil es nicht provoziert, obwohl es mehr als genug Anlässe dafür böte. Er war sich dessen wohl bewusst. Ausdrücklich wirft auch er die Frage Adornos auf, ‚was für Romane es denn geben soll nach Auschwitz und Buchenwald‘ – und beantwortet sie mit seinem ‚Roman‘ ‚Die Uhr‘. Für ihn weiß, trotz allem, zumindest die Sprache der Kunst noch von jener ‚geheimnisvollen Macht‘, die ‚keinen Unterschied zwischen Mensch und Tier (...) und Pflanze macht‘, weil sie mit der unverwüstlichen Energie in Verbindung steht, die nur Zeugung und Tod kennt. Mit ihrer Hilfe macht Carlo Levi das Prisma seines Ich durchlässig für eine ebenso abgründige wie lebendig fabulierende Liebeserklärung ans Leben in all seiner Widersprüchlichkeit.

2005 ist seine Flaschenpost von damals in Deutschland angekommen.

---

<sup>1</sup> CARLO LEVI: *Die Uhr*. Roman. Aus dem Italienischen übersetzt von Verena von Kosküll. Berlin (Aufbau-Verlag) 2005. – Original: *L'orologio*. Turin (Einaudi) 1950.